

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Stunden des Lebens

Trentini, Albert von

Berlin [u.a.], 1913

Francis und Marion

Francis und Marion.

Als Francis' Mutter, die seit langem Witwe war, starb, nahmen meine Eltern ihn in unser Häuschen auf dem Berge. Die Leute sagten, das sei aus Barmherzigkeit geschehen, weil Francis' Mutter so arm starb wie eine Heilige. Aber das ist nicht wahr. Es geschah, weil wir alle Francis lieb hatten, und weil Vater denken mochte, ich könnte einen Gefährten gut brauchen, der außer blauen Augen ein freigebig Herz und reinen Sinn hatte. Diese drei Dinge besaß Francis, je länger er bei uns weilte, umso deutlicher zeigten sie sich; und alle hatten davon ihr Gutes. Ich am meisten, denn Francis ließ es nie zu, daß er allein gelobt oder ich allein gescholten wurde, und machte alle tollen Streiche mit mir und half mir in der Mathematik aus, in der ich sehr schwach war, und hörte mir freundlich zu, wenn ich meine Fabellust losließ, und wenn ich auf Vaters Harmonium unseres weißhaarigen Pfarrers Benediktus spielte, sagte er in aufrichtiger Empfindung: „Das ist prachtvoll, Paulus!“

So war er und so blieb er, bis wir das Gymnasium fertig hatten. Nun, dachten wir, würde es, bevor wir ins Leben hinauszögen, noch ein

rechter Freundschaftssommer werden, und richten uns darauf ein. Aber es kam ganz anders. Einen Monat, nachdem Tilde, die sechs Jahre lang Braut gewesen, aus dem Häuschen gezogen, ging Vater plötzlich den stillen Weg in den Friedhof hinab, . . . und als unsere Knechte das Korn zu schneiden begannen, ließ Mutter sich's nicht nehmen, ihm zu folgen. — Francis, was du mir damals gewesen, als das Haus so furchtbar leer war, daß ich in keinem Zimmer mehr die fand, die ich suchte, das hätte ich niemals vergessen dürfen! Du pflegtest mich wie eine gütige Krankenschwester, deine Hände verstanden zu lindern, und deine Worte noch besser. „Ich bleibe ja bei dir,“ sagtest du, „dann bist du doch nicht allein!“ Ich hörte das gerne, gerne, und als wir das Haus auf dem Berge verschlossen, um ins Leben hinauszugehen, dachte ich an dies Versprechen und lehnte mich an dich.

* * *

Und das blieb lange so, auch in der großen Stadt. Denn Francis, dem schien nichts neu und fremd, er tat wie ein Lebenserfahrener

Mann. Ich aber war täppisch dem Tausenderlei gegenüber, das ich sah und hörte.

Später jedoch, als ich mich daran gewöhnt hatte, ging ich bald einsame Wege. Weißgott, was ich suchte, ohne Francis! Aber ich fand es nicht, und konnte ich heute auch herzlich lachen darüber, morgen machte es mir bekümmerte Mienen. Dann ging ich in unserer gemeinsamen Stube grimmig auf und nieder und sah zornig auf Francis, der ruhig vor den Büchern saß. Aber, wenn mir der Trübsinn und die Glut so das Herz zerschlugen, daß ich nimmer wußte, wohin denken, . . . dann sagte ich ein leidenschaftlich Wort und schrie ihn an. Ob er es nicht merke, wie mir zumute sei? Ob er mich nicht leiden sähe, ob er . . . ? Ja, wie ein Ankläger ging ich auf ihn los. Und da lächelte er schon und kam mit seiner guten Stimme zuhülfe, und nun beichtete ich alle Torheit meiner einsamen Wege in ihn hinein . . .

Schöne Jahre wurden es!

Und als nach ihrem Ende der Tag kam, da wir als frischgebackene Doktoren in unser Häuschen auf dem Berge heimkehrten, . . . haben wir da nicht tausend gemeinsame Jubelrufe in das

Land geschickt? Die Junilinden beschatteten unsere verschwisterten Hoffnungen, und wenn wir vom Culm über die Welt hinschauten, sahen wir unsere Zukunft wie einen Strom, sicher und breit, durch die Fluren fließen. War das eine Zeit! . . .

Aber als der August in die Mitte ging, er-
tappte ich mich bei einer Entdeckung: Francis wanderte viel allein herum, und auch ich spazierte allein. Wenn ich morgens zu seinem Fenster emporrief: „Francis!“, war er meist nicht da, und saß er Abends schon vorm Tisch, sprang ich erst den letzten Hügel empor. Und wenn er dann fragte: „Wo bleibst du solange?“, wurde ich ärgerlich, aber auch rot. Und log.

Denn ich konnte es ihm nicht sagen! So oft ich aus dem Waldrand lugte, auf Marions Haus hin, das frei in der Wiese stand vor der Sonne und allen Winden, und auf sie wartete, nahm ich mir ernsthaft vor: Sage es ihm! Aber wenn ich heimkam, und Francis stand am Fenster, in das die Abendfahnen flatterten, vermochte ich's wieder nicht. Wir setzten uns dann an den Tisch, und Francis hatte ein Buch gelesen, und ich einen Voch angepürscht. Und ich brachte

nur so viel heraus: „Ich habe Fräulein Marion gesehen!“ — „So?“ sagte er und schaute auf. Und da kam ich nun nimmer weiter.

* * *

Aber ein paar Wochen darauf, mein Herz trug unbändige Unrast, ging ich mit Marion nimmer aus dem Walde. Sie wollte heim, weil der Vater im Hause wartete, aber ich wollte nicht. Nein, ich wollte nicht, alle Bäume, die um uns standen, rief ich zu Zeugen auf, daß ich eher tot niederfallen wollte, als es jetzt noch verschweigen. Ich sah von Marion nur mehr den Schimmer ihres Kleides, und ein flüchtig Leuchten aus ihrem Aug', aber trotzdem schien sie mir licht wie ein Heiligenbild, ich warf mich gebendet in den Boden, vor den Saum ihres Kleides, raubte ihre Hände herab zu mir und sagte und küßte und lachte in diese Hände hinein alles, alles, was ich im Herzen trug.

Und Marion sagte: „Ja!“ . . .

Ach, was war das für ein Laufen durch den Wald nach dieser Stunde! Ein Stürmen, daß die stärksten Bäume zitterten, ein Jagen, daß

mir glühend wurde und ich meinte, das Feuer meines Aug's müßte die Dunkelheit hellen, und wieder, daß vor mir eine süße Finsternis sich auf-tat, der es heimlich anzuvertrauen war: „Marion liebt mich!“

Als der Wald zu Ende war, eilte ich den Hügel empor. Stürzte dann ins Haus hinein, in Francis' Stube hinein, ohne zu pochen, flog ihm wie der Wirbelwind an die Brust und schrie ihm zu: „Francis, sie liebt mich!“

Es machte mir nichts, daß er schwieg. „Francis!“ sagte ich, „Francis!“ — und schnellte empor und schoß wieder nieder, und nun mußte er sich alle vorhergehenden Tage erzählen lassen, alle meine versteckten Schleichwege mit mir gehen, alle Nächte mit mir durchwachen, die so lang gedauert hatten; und zuletzt mußte er Marions „Ja“ hören, ihr zuerst zaghaftes, dann zitterndes, versprechendes „Ja“.

Als ich zu Ende war, atmete meine Brust tief und meine Hände zuckten. Die Lampe auf unse-rem Tisch ging nieder, die Wände der Stube dun-kelten schon. Ich sah in die blaue Ruhe dieser dämmernden Wände, dann in die zuckende Flam-me, und weil Francis den Kopf in die Hände ge-

stüßt hielt und nichts sagte, stieß ich ihn an. „Und du, — du freust dich nicht einmal?“

„Doch,“ sagte er schnell, „doch, Paulus! Ich freue mich.“ Aber nun erstarb die Flamme, ich konnte Francis nicht sehen.

* * *

Das waren Tage! Marion stand im Sonnenschein und beugte ihr weißes Gesicht über den einzigen Rosenstrauch, der in ihrem Garten noch blühte. Ich aber kniete vor ihr und sagte in die Falten ihres Kleides hinein: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

Oder wir gingen Hand in Hand über die Lärchenwiesen. Die trugen den goldenen Lärchenflaum ostwindverweht in ihren Halmen. Während wir gingen, blickte Marions schwarzes Auge mich an und sagte: „Fühlst du nun, daß du niemals einsam warst? Ich war immer bei dir, nur wußtest du's nicht!“ Ich hörte das, es war wahrhaftig so! War sie nicht meine eigene Seele? Und in meiner Brust war die ihre! Und plötzlich blieb ich stehen, riß den Hut vom Kopf und schleuderte ihn weit in die Luft hinaus, und

schrie in den glühenden Abend hinein: „Ich liebe dich! Ich liebe dich! . . .“

Francis hatte in diesen Tagen einen Brief bekommen; einen guten Brief. Ein entfernter Verwandter hatte sich seiner erinnert und ihm eine Stelle in Wien verschafft. „Das ist ja vortrefflich!“ sagte ich, „wie ich mich freue, Francis! . . .“ Und ob er bald ginge?

Er schaute mich schmerzlich an. „Ja,“ sagte er, „übermorgen.“

Aber es wurde ein leichter Abschied. Ich würde Francis nachkommen, sobald Marion in die Stadt zöge. „Auf baldiges Wiedersehen!“ sagte ich leicht hin und begleitete ihn gar nicht zur Bahn, denn Marion erwartete mich, ich mußte in den Wald hinab.

Unter einer Föhrengruppe saßen wir und blickten eine Zeitlang schweigend in das Bergglimmen des Herbstes. Mit einemmal aber stand alle Schönheit, die mir Marion schenkte, so unerschöpflich vor mir, wie die der Erde, über welcher der ewige Himmel hing. Und da lösten sich mir die seligsten Worte wie Quellen von gesegnetem Fels und lobten Marions Hände, die kühl in den meinen lagen, und dann Marions Augen, in

nenen die Schönheit der Erde als klares, kleines Bild stand, und dann das Haar, in dem die untergehende Sonne schimmerte. Und es verging Stunde um Stunde, und wir standen lange schon vor Marions Haus und wußten nicht, wie es Nacht geworden war. Aber nun sah ich das Lieblichste an Marion, das Lächeln, das in den Mondschein ging, und lobte küßend ihren Mund.

* * *

Wir waren schon vertraut einander, Marion und ich, und was sie bisher erlebt und was ich bisher erlebt, das erzählten wir uns getreulich und eifrig. Da war es einmal, daß Marion von den Frauen und Mädchen sprach, die ich gekannt hatte, und ich merkte wohl, wohin sie hinauswollte. Und ließ lächelnd sie reden; denn seit sie mein war, schien es mir, ich hätte vor ihr kein Mädchen geliebt, und als sie es endlich wagte, zu fragen, sagte ich stolz: „Nein, Marion, ich liebte keine vor dir!“ Und als ich sah, daß ihre Augen davon eine wunderschöne Freude bekamen, sagte ich's, hundertmal wieder: „Nein, Marion, ich liebte keine vor dir!“

Und fragte daraufhin, weiß nicht, warum:
„Und wie ist es bei dir?“

Da schritt Marion zuerst stumm weiter und tat, als hätte sie die Frage nicht gehört. Dann aber blieb sie stehen, schaute mich an und sagte ernst: „Francis hätte ich vielleicht geliebt, — wenn du nicht gekommen wärest!“

Es gab mir einen Stich! „Francis?“ fuhr ich auf. Und Marion erschraf, daß sie leichenblaß wurde. „Paulus, Paulus!“ rief sie in ihrer Angst und hingte sich an mich, „Du bist ja gekommen!“ Und sie habe ja nur sagen wollen: Vielleicht, vielleicht, — und ich mußte es doch wissen, daß sie mich allein liebte, aus ihrem innersten Herzen! — Das glaubte ich nun wohl; „ja,“ sagte ich, „Marion! Ja!“; denn ich verstand es völlig, daß sie Francis gar nicht geliebt hatte. Aber plötzlich wußte ich, warum er gegangen war, wußte mehr, als ich fassen konnte, — was nützten dagegen alle Reden und Beteuerungen Marions? „Francis! Francis!“ rief ich an diesem Abend im leeren Hause und warf mich verzweifelt in den Sessel. Es schien mir, nun könnte ich nimmer ganz glücklich sein! . . .

Aber dies Gefühl verschwand unter Marions großer Liebe schon nächsten Tags. Wenn ich auch daran denken mußte, daß Francis' Herz zerrissen war, während das meine jubelte, der Gedanke hatte keine Gewalt über mich. Das Glück war mir zugefallen, ich war nicht schuld daran! Das mußte Francis verstehen!

Und als ich von Marion schied, tauchte der nagende Gedanke im Abschiedschmerz unter, der mich taub und blind machte für alle Schmerzen anderer. Ich dachte nur ans Wiederkommen, an Marions Tränen, an unsere Zukunft. Und in der Stadt angekommen, wo Francis lebte, geschah das Unerklärliche. Bei meinem ersten Schritt auf die Straße fiel mir ein: nun gehst du zu Francis! Er hatte niemals geschrieben, daß er mich erwarte; aber war es nicht selbstverständlich? Und trotzdem, im selben Augenblick sagte etwas: Nein! Nein, du gehst nicht! Und das war nicht Verlegenheit oder Laftgefühl; etwas Feindseliges war es, das gegen Francis in meiner Brust saß. Das sagte: Francis ist klein, denn er hält dich gewiß für schuldig und sieht nicht ein, daß alles nur Zufall war. Es sagte: Und er hat Marion so sehr geliebt, daß sie ihn vielleicht

wiedergeliebt hätte, — wenn du nicht gekommen wärest!

Und so ging ich nicht zu Francis. Ich bekam noch ein paar Briefe von ihm, die er in das Häuschen am Berg geschrieben hatte. Ich ließ sie uneröffnet, verbrannte sie. Lebte, ohne mich um ihn zu kümmern, in derselben Stadt, vermied monatelang die Straße, in der er wohnte. — Einmal aber, mitten im Strom von Menschen, sah ich ihn daherkommen. Über tausend fremde Köpfe hin erkannte ich ihn. Nun würde auch er mich erkennen, in der nächsten Sekunde, fürchtete ich da kehrte ich jäh um.

* * *

Aber das Leben tat dagegen das Seinige! Noch war der Frühling nicht wieder da, und ich hatte Marion vergessen. Zuerst kämpfte ich, dann betrog ich mich selbst, dann belog ich Marion, ließ sie in Verzweiflung und Ungewißheit. Schließlich mußte ich Farbe bekennen: ich liebte eine Andere!

Die Scham darüber ließ ich von Ruth betäuben. Es waren Zeiten, in denen ich, hoffärtig

gemacht von ihrer Liebe, mir dachte: mögen die Unglücklichen, Francis und Marion, heulen, Gott lästern und sich vor den Kopf stoßen . . . ich bin glücklich geworden! Und wieder Augenblicke in all dem verheerenden Saumel, die mir mit unanfechtbarer Deutlichkeit zeigten, wie ich schuldig geworden war an Marion, und nun auch an Francis. Denn, daß ich ihm Marion genommen und sie dann doch verlassen hatte . . . mußte ihn dieser Gedanke nicht wahnsinnig machen?

Aber auch diese Augenblicke ließ ich von Ruth verschweigen. Drei Jahre lang. —

Bis eines Morgens Ruth verschwunden war. Ein Briefchen lag da, das sagte es. „Ruth!“ schrie ich auf, „Ruth!“ . . . Die ganze Welt irrte ich durch, um sie zu suchen. Aber das war es: Nun konnte ich heulen, Gott lästern und mir vor den Kopf stoßen, soviel ich wollte — sie kam nicht mehr! . . .

Damals, Francis, . . . damals, Marion, damals dachte ich an euch!

* * *

Aber auch das verging. So wie die Leidenschaft verrauscht war, verrauchte die Verzweif-

lung. An Markosen ließ ich es nicht fehlen. Ohne sehr große Mühe kam ich dazu, im Leben kein Wunder mehr zu sehen, wohl aber viel Unvernünftiges, Zufälliges; aber auch Praktisches. Ein paar Genüsse blieben, geistlose, unedle. Aber ich nahm sie, obwohl ich das wußte.

Von Francis erfuhr ich nichts mehr. Auch von Marion nichts. Die Zeit, in der ich ihnen gehört hatte, schien mir unendlich ferne zu liegen. Nur gedankenlos fragte ich mich zuweilen, ohne jede Empfindung: Was ist etwa aus Francis geworden? . . . Und aus Marion? . . .

Da tut sich eines Febermorgens meine Tür auf, ein großer Mann tritt herein, und bevor ich auffpringen und rufen kann: „Francis!“, steht er schon vor mir und sagt leise: „Marion ist tot!“

Ich zucke zusammen. Ich verstehe nicht. Aber da sagt er's schon zum zweiten Male: „Marion ist tot!“

Ich begreife nichts. Ich blicke zum Fenster hinaus . . . Marion ist tot? Warum kommt er, mir das sagen? Muß er mich nicht in ihrem Namen verachten, weil ich sie verlassen habe? Und weiß er nicht, daß ich mich von ihm

losgerissen habe, weil ich zu schlecht war für seine Wege?

Ich blicke zum Fenster hinaus, fast kalt kann ich an alles denken. Ich kann mir vorstellen, wie Marion im Sarg liegt, wie ihr Vater davor weint, wie Francis geweint hat, als er es erfuhr. Ich kann mir vorstellen . . . doch da hat Francis meinen Arm gefaßt und rüttelt ihn und ruft, wie zu wecken: „Paulus, Marion ist tot!“

Und da fahre ich jäh empor und schaue wortlos in sein altes Gesicht. Und lese darin, lese darin . . . sie wußten alles und liebten mich trotzdem noch immer!

* * *

Es war feige von mir, daß ich mit Francis hinter Marions Sarg einherging und ihm nicht auf diesem Gange alles bekannte, reumütig: meine Untreue, meine Schuld, meine Kälte. Aber ich fand nicht den Mut dazu. Denn als wir mit unseren Rosensträußen hinter dem Sarg gingen, war mir's, als erhöbe sich Marion im Sarg, und ich mußte ihr aus meinem elenden

Herzen heraus zurufen: „Ich liebe dich wieder, ich liebe dich wieder!“ Und als Francis, kaum daß der Friedhof leer geworden war, vom Grab alle fremden Kränze riß und unsere Blumen ganz allein auf die Erde breitete, und als er dann beim Heimgang seine Hand in die meine legte, da sank etwas Seliges in meine Brust, sodaß alles Treulose, Schlechte und Harte aus ihr ausgelöscht schien; ja, daß ich fühlte: das kann nicht ich begangen haben!

Daß Francis das sah, das machte es wohl, daß er meine Hand nicht losließ. Und das machte es wohl auch, daß er, als wir im Bahnhof in die vielen Menschen traten, die vor den Gleisen warteten, plötzlich sich niederbeugte und sagte: „Du, Paulus, gehen wir wieder zusammen?“

Weiß Gott, da wollte ich bekennen, wer ich sei! Aber es lag meine Hand schon fest in der seinen, und ich wußte es treu: nun log ich nimmer, wenn ich sagte: „Ja.“